

**Eduard Mörike: Denk es, o Seele**

- 1 Ein Tännlein grünet wo,
  - 2 Wer weiß, im Walde,
  - 3 Ein Rosenstrauch, wer sagt,
  - 4 In welchem Garten?
  - 5 Sie sind erlesen schon,
  - 6 Denk es, o Seele,
  - 7 Auf deinem Grab zu wurzeln
  - 8 Und zu wachsen.
- 
- 1 Zwei schwarze Rößlein weiden
  - 2 Auf der Wiese,
  - 3 Sie kehren heim zur Stadt
  - 4 In muntern Sprüngen
  - 5 Sie werden schrittweis gehn
  - 6 Mit deiner Leiche;
  - 7 Vielleicht, vielleicht noch eh
  - 8 An ihren Hufen
  - 9 Das Eisen los wird,
  - 10 Das ich blitzen sehe!<sup>1</sup>

Das Gedicht „Denk es, o Seele“ von Eduard Mörike ist spätestens im September Jahr 1851 entstanden. Zuerst erschien das Gedicht mit dem Titel „Grabgedanken“ 1852 in Stuttgart in der „Frauenzeitung für Hauswesen, weibliche Arbeiten und Moden“ I, Nr. 14, dann 1855 ohne Titel am Ende der Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“ und schließlich 1856, 1867 und 1873 in der Sammlung der „Gedichte“ mit der Überschrift „Denk es, o Seele“. In der Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“ nennt der Erzähler der Novelle dieses Gedicht ein „böhmisches Volksliedchen“. Mozart, der sich in der genannten Novelle auf seiner Reise nach Prag zur Erstaufführung seiner Oper „Don Giovanni“ befindet, kehrt durch einen nicht vorhersehbaren Zufall in das Haus eines böhmischen Grafen und nimmt dort an einem fröhlichen Fest teil, einer Nachfeier, die der Verlobung der Nichte des Grafen gilt. Als er bereits abgereist ist, fällt der Braut, einer glühenden Verehrerin des Komponisten, zufällig das von Mörike so bezeichnete „böhmische Volksliedchen“ in die Hände und regt das junge Fräulein zu ernststen Befürchtungen über Mozart und dessen Gesundheit an. Bei Mörikes Gedicht handelt es sich nicht um ein Lied, das vom Volk

---

1 Mörike: Gedichte (Ausgabe 1867). Deutsche Literatur von Luther bis Tucholsky, S. 396965, <http://www.digitale-bibliothek.de/band125.htm> = Eduard Mörike: Sämtliche Werke in zwei Bänden. Mit einem Nachwort von Benno von Wiese sowie Anmerkungen, Zeittafel und Bibliographie von Helga Unger, Band 1, München 1967, S. 745.

gesungen wird, die Verse sind ein Gedicht des Dichters. Es ist fraglich, ob das Gedicht überhaupt zur Gattung Volkslied gerechnet werden kann, denn es enthält nach Meinung mehrerer Interpreten<sup>2</sup> kaum volksliedhafte Züge. Wir werden in einem anderen Zusammenhang noch näher auf diese Frage eingehen.

Schon die ersten vier Verse bereiten den Interpreten Schwierigkeiten. Das „Ein“ als unbestimmter Artikel vor den Wörtern „Tännlein“ und „Rosenstrauch“ hat in beiden Fällen die Bedeutung „irgendein“. Es weist darauf hin, dass man die Tanne, die in Vers 1 genannt wird, nicht kennt, dass sie aber vielleicht schon heranwächst, dass auch der in Vers 3 genannte Rosenstrauch noch unbekannt ist, dass auch er aber vielleicht schon wächst und blüht. Nicht sicher festzustellen ist ebenfalls, wie das „wo“ zu verstehen ist, das am Ende des ersten Verses steht. Hat es die Bedeutung eines Frageworts und fragt, an welcher Stelle im Wald die kleine Tanne wächst, oder ist es ein Lokaladverb und hat, wie oft in der volkstümlichen Sprache, die Bedeutung „irgendwo“? Im zuletzt genannten Fall gehört es zu „im Walde“ und meint zusammen mit diesem Ausdruck „irgendwo im Wald“. In diesem Zusammenhang ist auch zu fragen, welche Bedeutung die Sprachwendung „Wer weiß“ hat, die in den ersten Satz eingeschoben ist. Handelt es sich um eine echte Frage oder ist es eine Redewendung, die dem Ausgesagten den Charakter des Ungewissen verleiht, die den Sinn hat: Niemand weiß es wirklich, niemand kann es wirklich zutreffend sagen? Es bleibt darum bei der Frage: Haben die zwei ersten Verse des Gedichts den Sinn: Ein Tännlein wächst („grünet“) vielleicht schon jetzt für einen gewissen Zweck bestimmt irgendwo im Wald, es ist möglich, man weiß es nicht - oder meinen die Verse: Es existiert („grünet“) bereits irgendein Tännlein zu einem bestimmten Zweck, aber man weiß nicht, wo die kleine Tanne im Wald zu finden ist. Im ersten Fall liegt eine Ungewissheit über der gesamten Aussage, man weiß nicht, ob die Tanne in Wirklichkeit schon wächst, im zweiten Fall existiert die Tanne bereits, nur der Ort, wo sie sich befindet, ist unbekannt. Im ersten Fall ist das Ungewisse umfangreicher und tiefer. Es ist darum sinnvoll, das zuerst Genannte als das vom Dichter Gemeinte anzunehmen und die gesamte Aussage im Ungewissen zu lassen. Denn man weiß wirklich nicht, ob eine Tanne, die für einen bestimmten Zweck bestimmt ist, schon jetzt wächst, man

---

2 Neben anderen Autoren bestreitet dies Ernst Feise in seinem Beitrag „Eduard Mörike „Denk es, o Seele“. Erschienen in: Eduard Mörike, hrsg. von Victor G. Doerkson, Darmstadt 1975 (Wege der Forschung Band 446), S. 299-302 (hier sind vor allem die Seiten 299 f. und 302 heranzuziehen).

Dass dieses Lied kein Volkslied ist, behauptet auch Wolfgang Braungart in: Denk' es o Seele! Erschienen in: Inge und Reiner Wild (Hrsg.): Mörike-Handbuch. Leben – Werk - Wirkung. Stuttgart 2004, S. 150.

Hermann Pongs bezeichnet dieses Lied als Volkslied. Siehe Hermann Pongs: Symbol als Mitte. Marburg 1978, S. 216 f.

weiß auch nicht, ob überhaupt eine Tanne das Grab eines bestimmten Verstorbenen schmücken soll, die Tanne als Grabschmuck ist nur eine der Möglichkeiten. Die Ungewissheit, die in diesem Gedicht über der gesamten Aussage liegt, gehört zur Aussage in diesem Gedicht. Es wird damit darauf hingewiesen: niemand weiß, wann und wie er stirbt. Diese Ungewissheit wird durch Alliterationen und vier einsilbige Wörter gesteigert: durch die Alliterationen in Vers 1 und 2, durch die einsilbigen Wörter am Ende von Vers 1 und am Anfang von Vers 2. Wegen des Gleichklangs der anlautenden Konsonanten betonen die Alliterationen die Ausdrücke, in denen sie vorkommen, und heben damit deren Bedeutung hervor. Sie unterstreichen das Ungewisse, das die betreffenden Ausdrücke beinhalten. Die einsilbigen Wörter wirken stakkatohaft, durch sie werden alle Silben gleichmäßig stark betont: dies wirkt aufrüttelnd. In den Versen 3 und 4 fehlt das Prädikat: es wird aus Vers 1 übernommen und sinngemäß aus „grünt“ zu „wächst und blüht“ umgedeutet. Das „wer sagt“ hat an dieser Stelle den Sinn: „wer kann dies sagen, wer weiß es wirklich“. Es bedeutet nichts anderes als das „Wer weiß“ in Vers 2, es variiert diesen Ausdruck. Auch hier ist darum zu fragen: Ist der Satz: „Ein Rosenstrauch (blüht) ... / In welchem Garten?“ als Ganzes eine Frage und ist „wer sagt“ in der Bedeutung „Wer kann es sagen, wer kann das (sicher) wissen?“ nur eine hinzugefügte Bemerkung, die das Ausgesagte ins Ungewisse rückt, das Unvorhersehbare betont, das über dem hier Dargestellten liegt? Oder hängt „Ein Rosenstrauch (blüht) ... / In welchem Garten?“ als indirekter Fragesatz von der Frage „wer sagt“ ab und meint: „Wer kann sagen (kann wissen), in welchem Garten ein bestimmter Rosenstrauch jetzt schon wächst und blüht? In dem, was zuerst genannt ist, bleibt unklar, ob es den Rosenstrauch jetzt schon gibt. In dem, was zuletzt angeführt wird, ist nur unklar, in welchem Garten der Rosenstrauch bereits wächst. Auch bei dieser Frage gibt es keine letzte Gewissheit, welche der beiden Deutungen die richtige ist. Doch auch hier ist es sinnvoll, im Ungewissen zu belassen, ob es einen solchen Rosenstrauch gibt. Dass das Gesagte möglich, aber ungewiss ist, darauf weist fast alles von dem hin, was in den folgenden Versen der Strophen 1 und 2 gesagt wird. Noch weiß man nicht, wenn man nur die vier ersten Verse gelesen hat, zu welchem Zweck die Tanne und den Rosenstrauch verwendet werden sollen.

Erst die nächsten vier Verse geben darüber Auskunft: die Tanne und der Rosenstrauch sind vielleicht schon dazu ausgewählt, um auf das Grab eines Menschen, vielleicht, wer weiß, auf das Grab des Lesers gepflanzt zu werden. Dort sollen beide Wurzeln schlagen und wachsen. Die vier letzten Zeilen kommentieren das in den vier ersten Zeilen Gesagte und deuten es. Auch über den vier letzten Zeilen liegt die gleiche Ungewissheit wie über den vier ersten. Sie wird hier jedoch nicht deutlich zum Ausdruck gebracht, damit die Mahnung „Denk es, o Seele“ in ihrer Wirkung nicht abgeschwächt wird. Im Zwischenruf „Denk es, o Seele“ (Vers 6) und in „Auf deinem Grab“ (Vers 7) wird der Leser direkt angesprochen. Das mahnende „Denk es, o Seele“, das in den Satz einge-

schoben ist, dient wie das „Auf deinem Grab“ dem Zweck, den Menschen an seinen Tod zu erinnern. Diese Ermahnung klingt, wie mit erhobenem Zeigefinger gesprochen, und ist als Memento mori gedacht, als „Mensch denk jederzeit daran, dass du sterben musst, vielleicht geschieht dies schon bald. Diese Ermahnung wirkt u. a. deshalb so ernst und eindringlich, weil der Vers mit Ausnahme des Ausrufs *o* als Vokal nur das *e* besitzt. Das *e* steht dreimal an einer betonten Silbe, denn auch das „Denk“ am Anfang des Verses ist infolge einer schwebenden Betonung akzentuiert. Die zwei Infinitive „zu wurzeln / Und zu wachsen“ (Verse 7 und 8) sind ein zusammengehörender Begriff, sie bedeuten „(auf deinem Grab) Wurzeln zu fassen und zu wachsen“. Das Leben wird hier dem Tod gegenübergestellt.<sup>3</sup>

Die zweite Strophe greift das Thema der ersten Strophe noch einmal auf, aber in veränderter Form. Nun werden zwei schwarze Pferde näher ins Auge gefasst - das Attribut „schwarz“ erinnert an den Tod -; draußen im Freien grasen die beiden Pferde auf einer Wiese. Der unbestimmte Artikel, der noch in der ersten Strophe nicht wissen lässt, welche kleine Tanne und welcher Rosenstrauch gemeint ist, weicht in „Zwei schwarze Rößlein“ dem bestimmten Zahlwort „zwei“. Diese zwei Pferde werden als konkret vorhanden dargestellt. Sie sind jetzt schon dazu bestimmt, einen Leichenwagen zu ziehen, vielleicht den Leichenwagen des Lesers. Aber auch was in der zweiten Strophe dargestellt wird, untersteht der Ungewissheit wie schon das in der ersten Strophe Gesagte, es wird jedoch nicht ausgedrückt, damit die Mahnung an den Tod zu denken sich nicht abgeschwächt. Damit sie eindringlich wirkt, wird die Situation in der Vorstellung als wirklich existierend geschildert. In dem Ausdruck „Auf der Wiese“ steht anstelle des „Ein“ in „Ein Tännlein“ und „Ein Rosenstrauch“ der bestimmte Artikel „der“. Die zwei Rößlein und die Weide bleiben nicht unbestimmt, damit sich der Mensch den Tod als stets möglich vorstellt. Nachdem sie satt geworden sind, eilen die Pferde „heim zur Stadt“. Sie sind noch jung und übermütig. Wenn sie den Leichenwagen ziehen, werden sie nicht mehr munter umherspringen, sie werden langsam, werden im Schritt gehen.

Auch in der zweiten Strophe werden die vier ersten Verse in der zweiten Hälfte der Strophe gedeutet. Wie in der ersten Strophe findet eine Gegenüberstellung des Gegenwärtigen mit dem Zukünftigen, findet die Konfrontation des Lebens mit dem Tod statt. Indem als möglich dargestellt wird, dass die beiden Rappen den Wagen mit der Leiche des Lesers ziehen, noch bevor ihre Hufeisen gewechselt werden, wird Zukünftiges in Gedanken in die Nähe des Gegenwärtigen gerückt. Dies macht die Mahnung, stets an den Tod zu denken, eindring-

---

3 E. Feise a.a.O. S. 301 hingegen glaubt, dass die Verse 7 und 8 durch eine Pause deutlich voneinander getrennt sind, dass der Ausdruck „zu wurzeln / Und zu wachsen“ keine Einheit bildet, dass er nicht als ein triviales Hendiadyoin aufzufassen ist.

lich. Das doppelte „Vielleicht, vielleicht“ (Geminatio) verstärkt die Mahnung. Schon recht bald kann das Mögliche Wirklichkeit sein, kann der Tod eintreffen. In dem Ausdruck „Mit deiner Leiche“ wird der Leser direkt angesprochen. Dies verstärkt erneut die Mahnung stets an den Tod zu denken. Im Schlussvers nennt sich in: „Das Eisen los wird, / Das ich blitzen sehe!“ das in diesem Gedicht mahnende Ich selbst - bisher war dieses Ich nur indirekt zu vernehmen. Nun aber wird die Mahnung, an den Tod zu denken, zu einer persönlichen Mahnung, denn in Strophe 2 werden eigene Beobachtungen und Gedanken des hier sprechenden Ichs wiedergegeben.

Die kleine Tanne, der Rosenstrauch und die zwei Rappen sind symbolisch gemeint. Aus den Pflanzen, die als Grabschmuck verwendet werden, sind die Tanne und der Rosenstrauch als oft für den Schmuck von Gräbern genutzte Pflanzen herausgegriffen worden, die zwei Pferde sind ein wesentlicher Teil des Leichenzuges. Sie stehen als Teil für ein größeres Ganze (pars pro toto) und sind als Teil eines Ganzen Symbole für den Tod. Dass dem Leser nahe gelegt wird, die Tanne und der Rosenbusch könnten gegenwärtig schon existieren, die beiden Pferde könnten sich bereits lebhaft auf der Weide umher tummeln, dient dazu, im Leser die Befürchtung zu erwecken, der Tod könne nahe sein. Die genannten, einprägsamen Bilder (Metonymien) und das Zusammenrücken von Gegenwärtigem und Zukünftigem erinnert an den Stil, wie man ihn oft in Volksliedern findet.

Leben und Tod werden einander gegenübergestellt. Die Substantive „Tännlein“ und „Rosenstrauch“ versinnbildlichen neben den Verben „wurzeln“ und „wachsen“ das Leben - die Verkleinerungsform „Tännlein“ drückt hier nicht nur das Kleine, sondern auch die Lebenskraft der jungen Tanne aus. Mit dem Ausdruck „Seele“ ist der Mensch gemeint. Das Wort deutet darauf hin, dass es nach dem Tod ein Weiterleben im Jenseits gibt. Symbolisch für den Tod steht das Wort „Grab“.

Auch in der zweiten Strophe lenken die weidenden Pferde und der Ausdruck „kehren heim ... / In munteren Sprüngen“ den Blick auf das Leben, das Wort „Leiche“ hingegen weist auf den Tod. Ausgerechnet die beiden Pferde an denen sich im Augenblick in den munteren Sprüngen dieses kraftvolle Leben zeigt, sind dazu bestimmt, einen Leichenwagen zu ziehen: auf das Leben folgt unerbittlich der Tod. Deshalb hat Mörike nicht in allem unrecht, wenn er in seiner Erzählung „Mozart auf der Reise nach Prag“ im Hinblick auf dieses Gedicht von einem böhmischen Volkslied spricht; denn dieses Gedicht enthält Merkmale, wie sie in Volksliedern zu finden sind. Typisch für ein Volkslied ist das Gegenüberstellen von Leben und Tod, und auch die einprägsamen Bilder (Metonymien) wie auch das Zusammenrücken von Gegenwart und Zukunft kommen im Volkslied vor.

Auch der Satzbau gleicht dem Bau von Sätzen im Volkslied. Die Sätze sind einfach gebaut, sie bestehen aus dem Subjekt, dem Prädikat und adverbialen

Bestimmungen, Dativ- und Akkusativobjekte fehlen. Ausgenommen hiervon sind allerdings das Personalpronomen „es“ und das Relativpronomen „Das“ (Strophe 1, Vers 6 und Strophe 2, Vers 8); als kurze Pronomen stehen sie unbetont in einer Senkung, darum geht von ihnen, anders als sonst zwischen Prädikat und Akkusativobjekt, keine Satzspannung aus. Die Reihenfolge der Satzglieder ist mit Ausnahme der beiden Gliedsätze, die am Schluss des Gedichts stehen: Subjekt, Prädikat, adverbiale Bestimmungen. Die Verse 1 und 2 und die Verse 2 und 3 der ersten Strophe sind parallel gebaut. Sie werden anaphorisch miteinander verknüpft: beide Verspaare werden durch den unbestimmten Artikel „Ein“ eingeleitet. Auch dies erinnert an den Stil im Volkslied. Der Satzbau der Verse 1 und 2 in Strophe 2 gleicht ebenfalls dem Satzbau der Verse 1 und 2 sowie der Verse 2 und 3 der ersten Strophe. Auch die Verse 3 und 4 und die Verse 5 und 6 der Strophe 2 gleichen sich im Satzbau, beide werden auch durch die Anapher „Sie“ miteinander verknüpft. Entgegen dem üblichen Gebrauch in der Schriftsprache ist in beiden Sätzen die Stellung der Umstandsangabe der Art und Weise der mündlichen Rede angepasst: „In munteren Sprüngen“ und „Mit deiner Leiche“ stehen hinter der Umstandsangabe des Ortes oder der unflektierten Form des Prädikats. Der Parallelismus im Satzbau, die anaphorische Verknüpfung von Sätzen sowie das Ausklammern oder Umstellen von Satzteilen kommen zwar auch in anderen lyrischen Gedichten vor, sie sind aber ebenso ein typisches Kennzeichen des Stils in Volksliedern. Zum Stil der Volkslieder gehören auch Einschübe wie „Wer weiß“, „wer sagt“ und „Denk es, o Seele“, ebenso Ausrufe wie „o Seele“. An sich typisch für die mündliche Rede und damit für ein Volkslied sind auch die Sprachwendungen „Wer weiß“ und „wer sagt“ sowie „Denk es“ (schwäb. Denks) und „Rößlein“ (süddt. für Pferd).

Obwohl die Beobachtungen wie auch die sich daran anschließenden Schlussfolgerungen wohlgeordnet aufeinander folgen, gewinnt man infolge des einfachen, oft parallelen Satzbaus und der asyndetischen Reihung der Sätze den Eindruck, dass die Sätze nur locker mit einander verbunden, dass sie assoziativ aneinander gereiht sind. Nur einmal, und zwar im Schlussvers der ersten Strophe, kommt die aneinanderreihende Konjunktion „Und“ vor. Doch verbindet dieses Wort hier nicht zwei Sätze, es verknüpft zwei zusammengehörende Infinitive miteinander: „zu wurzeln“ und „zu wachsen“. Zusammengehörende Begriffe, wie sie in „wurzeln und wachsen“ angetroffen werden, tauchen öfter in Volksliedern auf. Am Schluss des Gedichts in „noch eh / An ihren Hufen / Das Eisen los wird, / Das ich blitzen sehe!“ kommen zwei Gliedsätze vor. Dort ist dem Hauptsatz ein Temporalsatz angehängt, dem als Gliedsatz noch einmal ein Relativsatz folgt. Gliedsätze insbesondere Gliedsätze zweiter Ordnung sind untypisch für ein Volkslied. Doch die Folge der Gedanken bleibt hier trotz der unterschiedlichen Unterordnungen übersichtlich, da sich auch hier die Gedanken übersichtlich geordnet aneinander reihen. Begrifflich ist der erste Gliedsatz dem Hauptsatz nicht untergeordnet. Was in ihm berichtet wird, folgt zeitlich und

auch folgerichtig als Gedanke erst auf das, was im Hauptsatz steht, und schränkt das dort Gesagte nachträglich ein. Der zweite Gliedsatz ist ein Relativsatz und ergänzt im Nachhinein das Subjekt des ihm übergeordneten Gliedsatzes.

Die Sätze klingen einfach und schlicht. In Vers 3 der Strophe 1 fehlt, wie auch sonst in Volksliedern häufiger, das Prädikat (es fehlt das Wort „grünt“ oder „blüht“). Wie in Volksliedern stehen verschiedene Satzglieder im Satz an einer anderen Stelle, als dies in der geschriebenen hochdeutschen Sprache üblich ist. So sind das Adverb „schon“ (Strophe 1, Vers 5) und die adverbiale Bestimmung „Mit deiner Leiche“ (Strophe 2, Verse 3 und 6) dem nicht flektierten Teil des Prädikats nachgestellt oder es steht wie oft in der gesprochenen Sprache der Mundart die adverbialen Bestimmungen („In Muntern Sprüngen“) hinter der Umstandsbestimmung des Ortes. Auf diese Weise stehen diese Satzteile am Ende des Satzes und sind betont. Auch das „An ihren Hufen“ steht unüblich vor dem Subjekt, zu dem es als adverbiale Bestimmung gehört. Als Folge davon umfasst diese adverbiale Bestimmung einen eigenen Vers und wird in seiner Bedeutung als ein notwendiges Attribut zu „Eisen“ hervorgehoben. Auch diese Umstellung und die dadurch bedingte starke Betonung erinnert an die mündliche Rede und an das Volkslied. Die Wiederholung des gleichen Worts in unmittelbarer Folge in „Vielleicht, vielleicht“ (Strophe 2, Vers 7) zählt ebenfalls zu den Eigentümlichkeiten eines Volksliedes, wenn dies verschiedentlich auch sonst in der Dichtung und der erregten Rede zu finden ist. Auch dass jeweils zwei Verse inhaltlich sowie rhythmisch zusammengehören, wie dies hier mit Ausnahme der vier letzten Verse geschieht, deutet auf eine Sprache hin, wie sie im Volkslied anzutreffen ist. Vor allem für ein Volkslied typisch aber ist, dass verschiedentlich wie hier in den Versen 1 bis 4 der ersten Strophe die Zuordnung der einzelnen Satzteile unklar bleibt und einzelne Satzteile ausgespart werden. Beim Volkslied kommt dies vom Zersingen, das häufig bei der mündlichen Übertragung der Texte von Mund zu Mund vorkommt. Dadurch entstehen Fehler, die grammatische Zuordnung der Satzteile wird unklar, Fehler und Unklarheiten aber werden weitergegeben und von Mal zu Mal vergrößert. In Mörikes Gedicht wird jedoch dadurch der Sinn dessen, was mitgeteilt werden soll, nicht beeinträchtigt. Auch dass die Natur nur in einzelnen Gegenständen, einem „Tännlein“ im Wald, einem Rosenstrauch in einem nicht genannten Garten und in zwei schwarzen „Rößlein“ auf einer Wiese, wahrgenommen wird, dass sie nur sehr bruchstückhaft erscheint und nur Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck ist, gehört zu den charakteristischen Merkmalen eines Volksliedes. Zu den charakteristischen Merkmalen eines Volksliedes gehört auch, dass überhaupt ein einzelner Teil bruchstückhaft für ein Ganzes steht (pars pro toto) und dieses Ganze als etwas Konkretes wiederum metonymisch für etwas Begriffliches.

Als ein wesentliches Argument dafür, dass das Gedicht Mörikes - dies im Gegensatz zu der Meinung des Erzählers der Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“ - kein Gedicht sein soll, das einem Volkslied gleicht, dient vor

allem, dass Strophen und Verse des Gedichts nicht den Strophen und Versen gleichen, wie sie in Volksliedern üblich sind. <sup>4</sup> Die beiden Strophen sind nicht vierzeilig, wie dies bei vielen Volksliedern der Fall ist, sie sind acht- und zehn-zeilig. Doch gibt es auch Volkslieder, dies ist bei älteren Volksliedern der Fall, die Strophen mit mehr als vier Versen enthalten. In den älteren Volksliedern können die Strophen und die Verse sogar, wie hier bei Mörike, von unterschiedlicher Länge sein. Dem Gedicht Mörikes fehlt zudem der Reim, der in fast allen Volksliedern zu finden ist. <sup>5</sup> Manchmal wird in den älteren Volksliedern der Reim am Ende der Verse durch Assonanzen ersetzt. Auch in Mörikes Gedicht fehlt es in der Kadenz der Verse nicht ganz an Assonanzen. Es assonieren in Strophe 1 „wo“ und „schon“ (Vers 1 und 5), „Walde“, „Garten“ und „wachsen“ (Vers 2, 4 und 8), in Strophe 2 „gehn“ und „eh“ (Vers 5 und 7). Das „eh“ und das „sehe“ (Vers 10) klingen sogar ähnlich einem Reim. Ernst Feise glaubt, in je zwei Versen (in einer Kette von einem ungeraden und einem geraden Vers) einen verdeckten Endecasillabo, einen elffüßigen Jambus, entdeckt zu haben. Dieser Vers ist ein sehr kunstvoller Vers, er kommt in einem Kunstlied, nicht in einem Volkslied vor. In diesem Zusammenhang möchte E. Feise nachweisen, dass sich in dem Lied Mörikes auch die syntaktischen Einschnitte innerhalb eines Satzes selten mit den Enden der ungeraden Verse decken:<sup>6</sup>

Ein Tänn-	lein grü-	net    wo,	wer weiß,	im Wal-	de,
Ein Ro-	senstrauch,	wer sagt,	in wel-	chem Gar-	ten?
Sie sind	er - le-	sen schon	denk es	o See-	le,
Auf dei-	nem Grab	zu wur-	zeln	und zu	wach-
				sen.	
Zwei schwar-	ze Röss-	lein    wei-	den	auf der	Wie-
Sie keh-	ren heim	zur Stadt		in mun-	tern Sprün-
Sie wer-	den schritt-	weis gehn		mit dei-	ner Lei-
Vielleicht,	vielleicht	noch eh		an ih-	ren Hu-
Das Ei-	sen los	wird,	das	ich blit-	zen se-
				he!	he! <sup>7</sup>

Doch Mörikes Vers ist kein Endecasillabo, der rhythmische Einschnitt nach den ungeraden Versen ist deutlich wahrzunehmen. <sup>8</sup> Deutlich zu erkennen hat

---

4 E. Feise a.a.O. S. 299 f.

5 Es gibt jedoch neben Volksliedern mit Reimen auch ältere reimlose Volkslieder.

6 Siehe: E. Feise a.a.O. S. 300.

7 Die doppelten Striche markieren eine größere, die einfachen Strichen eine kleinere Pause beim Sprechen der Verse.

8 Die Gliederung der Verse bei E. Feise leidet darunter, dass er die einzelnen Ausdrücke und Wörter nicht richtig zuordnet oder aber deren Sinn nicht richtig erfasst. Das „wo“ in Strophe 1, Vers 1 hat den Sinn „irgendwo“, ist wahrscheinlich kein Fragewort und gehört zu „grünet“, nicht zu „Wer weiß“, wie die beiden Kommata zeigen. Das „Wer weiß“ ist wahrscheinlich eine Redewendung, sie ist als Einschub

das Gedicht einen ungeraden jambischen Vers mit drei Hebungen und einer männlichen und einen geraden jambischen Vers mit zwei Hebungen und einer weiblichen Kadenz. Ausgenommen hiervon sind die beiden letzten Verse der Strophe 2. Der Einschnitt nach den ungeraden Versen wird dadurch bewirkt, dass die Versenden der ungeraden Verse mit den Wörtern „wo“, „sagt“, „schon“ und „wurzeln“ in Strophe 1 sowie „weiden“, „Stadt“, „gehn“ und „eh“ in Strophe 2 stark betont werden; das „wird“ (in Strophe 2, Vers 9) ist durch einen Nebenakzent hervorgehoben oder es entsteht nach dem „wird“ am Ende des Gliedsatzes eine längere rhythmisch und syntaktisch bedingte Pause, die auch zu einem Anhalten der Stimme zwingt. Mit Absicht hat Mörike in den ungeraden Zeilen einen dreihebigen Vers mit meist männlicher Kadenz und in den geraden Zeilen einen zweihebigen Vers mit weiblicher Kadenz gewählt (ausgenommen die zwei letzten Verse der zweiten Strophe), um das Gedicht auf diese Weise zu gliedern. Nach den ungeraden Versen entsteht eine kürzere, nach den geraden Versen eine lange Pause. Gegen die Behauptung, dass Mörikes Gedicht ein Volkslied ist, kann auch eingewendet werden, dass die Bilder einen stark symbolischen Charakter haben. Die Wörter in diesem Gedicht drücken mehr aus, als sie vordergründig sagen. Die Botschaft im Ganzen aber bleibt einfach. Dies ist volksliedhaft.

Die Verse in Mörikes Gedicht sind, wie bereits bemerkt, nicht überall gleich lang. In der ersten Strophe besitzen die ersten drei ungeraden Verse jeweils 6 Silben, die drei ersten geraden fünf. Die ungeraden Verse haben drei Hebungen, sie enden in den Versen 1 bis 5 männlich, die geraden hingegen nur zwei, sie enden weiblich. Als einziger ungerader Vers der Strophe 1 hat Vers 7 sieben Silben, er endet weiblich (würzeln), deswegen hat Vers 8 nur 4 Silben, er hat keinen Auftakt. Die ungeraden Verse gehen stets gefügt, d. h. ohne dass eine Hebung oder Senkung fehlt, in die geraden über. Zwischen den geraden und den ungeraden Versen (den Versen 2 und 3, den Versen 4 und 5 sowie den Versen 6

---

in den betreffenden Satz gedacht und meint „Wer kann es wissen“. - Das „wer sagt“ ist wie „Wer weiß“ ein Einschub und meint wie das „Wer weiß“ ebenfalls „wer kann es wissen“. Darum liegen rhythmisch und syntaktisch die Einschnitte hier nach „wo“ und „wer sagt“. - Auch in Vers 7 liegt die Pause rhythmisch und auch syntaktisch am Ende des Verses. Man liest instinktiv „Auf deinem Grab zu wurzeln / Und (auch [auf deinem Grab]) zu wachsen. Die Infinitive werden beide betont, sie bilden dennoch zusammen ein Wortpaar, in dem die beiden Wörter sich ergänzen. - Die Verse 1 und 2 der Strophe 2 enthalten zwei Bilder: „Zwei schwarze Rößlein weiden“ und „Sie weiden auf einer (bestimmten) Wiese“. Subjekt und Prädikat bilden das eine, die Umstandsbestimmung des Ortes das andere Bild. - In Vers 7 der Strophe 2 gehört das „Vielleicht, vielleicht noch eh“ zusammen, bildet zusammen eine einleitende Konjunktion. Das „noch“ ergänzt des „eh“, das doppelte „Vielleicht, vielleicht“ schränkt das „noch eh“ ein.

und 7) hingegen fehlt eine Hebung, denn die geraden Verse enden weiblich und die ungeraden Verse setzen mit einem Auftakt, einer Senkung, ein: somit fehlt zwischen den geraden und den ungeraden Versen eine Hebung und damit die Fugung.

In der zweiten Strophe besitzt der erste Vers sieben Silben, er hat eine weibliche Kadenz, folglich hat der zweite Vers nur vier Silben und keinen Auftakt, da je zwei Verse stets gleich lang sind, dieselbe Silbenzahl besitzen. Auch hier gleitet der ungerade Vers gefugt in den geraden. Die zwei ersten Verse der zweiten Strophe gleichen, was ihre Silbenzahl und die Fugung der beiden Versen betrifft, den zwei Schlussversen der Strophe 1. Die anderen ungeraden Verse der Strophe 2, ausgenommen der vorletzte Vers 9, besitzen 6 Silben und enden männlich, die geraden Verse ohne den Schlussvers haben 5 Silben und enden weiblich. Vers 9 hingegen hat nur fünf Silben, Vers 10 dafür jedoch sechs. Die geraden Verse 2 bis Vers 8 enden weiblich, die Verse 3 bis einschließlich Vers 9 beginnen mit einem Auftakt. Folglich sind die ungeraden Verse 3, 5 und 7 mit den geraden Versen 4, 6 und 8 verlegt, die geraden Verse 2, 4, 6 und 8 mit den ungeraden Versen 3, 5, 7 und 9 hingegen nicht. (Siehe dazu die Tabelle 1 im Anhang.) Um gefugt von den geraden Versen in die ungeraden wechseln zu können, fehlt zwischen den geraden und den ungeraden Versen eine Hebung. Anders als die vorangehenden Verse sind, wie bereits erwähnt, die beiden Schlussverse gebaut. Hier ist, wie bereits oben ausgeführt, der ungerade Vers 9 um eine Silbe verkürzt, besitzt statt 6 nur 5 Silben, hat statt 3 nur 2 Hebungen. Entgegen allen anderen geraden Versen besitzt der Schlussvers 6 Silben und 3 Hebungen. Das Silbenverhältnis der ungeraden zu dem geraden Vers ist hier umgekehrt wie bei den meisten anderen Versen des Gedichts. Aber auch hier fließen die beiden Verse gefugt ineinander. Für beide Strophen des Gedichts gilt jedoch, trotz der Unterschiede in der Verslänge: Die Ketten (je zwei Verse) sind stets gleich lang, sie umfassen jeweils 11 Silben. Innerhalb von zwei zusammengehörenden Versen (innerhalb einer Kette) wechseln Hebung und Senkung regelmäßig miteinander ab, alterniert der Rhythmus. Alle ungeraden Verse gleiten gefugt in die geraden. Beim Wechsel von den geraden Versen zu den ungeraden geschieht dies nicht. Hier folgen zwei Senkungen aufeinander, so dass wegen der fehlenden Hebung eine längere Pause entsteht. Doch auch am Ende eines jeden ungeraden Verses liegt rhythmisch bedingt eine Sprechpause (Staupause). Rhythmisch sind somit die ungeraden Verse von den geraden abgesetzt. Beide Verse bilden zusammen genommen keinen Endecasillabo.

Fast nach allen Versenden liegt, wie bereits oben festgestellt wurde, eine längere Pause. (Siehe dazu die Tabelle 2 Gliederung der Verse in rhythmische Einheiten (Kola) im Anhang.) Lediglich am Ende der Verse 6 und 7 der ersten und am Ende der Verse 7 und 8 der zweiten Strophe wechseln die Verse leicht fließender in den nächsten Vers. Weil nach Vers 7 der ersten Strophe ein wesentli-

cher Teil des Satzes nicht nach der adverbialen Bestimmung „Auf deinem Grab“ endet, wo sinnvollerweise vom Satz und seiner Gliederung gesehen die Pause im Vers liegen müsste, sondern nach dem Infinitiv „zu wurzeln“, werden die beiden Infinitive „zu wurzeln“ und „zu wachsen“ rhythmisch voneinander getrennt und da sie beide am Ende eines Verses stehen, auch beide stark betont. Doch als eine nur kleine Pause behindert der rhythmische Einschnitt nach „zu wurzeln“ nicht das Enjambement zwischen den beiden Schlussversen. Die Tanne oder der Rosenstrauch, eins von beiden oder beide wurzeln auf dem Grab des Verstorbenen ein und wachsen dort. Die Ausdrücke „zu wurzeln“ wie auch „Und zu wachsen“ bleiben als Begriff, weil die Pause zwischen den Versen 7 und 8 nur kurz ist, ein zusammengehörendes Paar. Stark fließend, durch Pausen kaum gehindert, strömt der Rhythmus auch in Strophe 2 von Vers 7 über Vers 8 in den Vers 9 über. Hier überwindet die Satzspannung nur wenig gehindert die Einschnitte, die durch das Ende der Verse bedingt sind. Das Tempo des Rhythmus steigert sich, der Ton wird intensiver: er wird noch stärker ermahrend als in den Versen vorher. Mit Ausnahme der vier Schlussverse der zweiten Strophe steigt der Rhythmus in den ungeraden Versen, er fällt in den geraden. Die ungeraden Versen wirken in der Mehrzahl nachdrücklich und bestimmt, wirken wie Mahnungen an den Leser gerichtet; die geraden Verse hingegen schließen in der Mehrzahl offen, sie enden wegen der kürzeren Verse und wegen des weiblichen Reims im Ungewissen oder in tiefer Betroffenheit. Beides verbindet sich in den Ketten miteinander, wird zu einer Einheit. Man kann bei den Versen dieses Gedichts kaum von Versen mit jambischen Takten sprechen, denn die zahlreichen zweisilbigen Wörter mit der Betonung auf der ersten Silbe klingen eher trochäisch. Doch ganz ohne Einwirkung auf den Rhythmus des Verses bleibt der jambische Auftakt wiederum nicht: innerhalb der Verse kommt es zwischen der Tendenz zum rhythmischen Steigen oder Fallen zu einem Ausgleich zwischen beidem; dies hat zur Folge, dass der Rhythmus ungehindert von einer Eigendynamik des Verses in den ungeraden Versen steigt und in den geraden fällt. Da sich der Rhythmus innerhalb der einzelnen Verspaare kaum ändert (in den ungeraden Versen steigt er an, in den geraden fällt er) und beide Verse kurz sind, erweckt das Gedicht den Eindruck, liedhaft zu sein. Dieser Eindruck entsteht, obwohl die Verse nicht reimen und das Gedicht nicht in gleich lange Strophen gegliedert ist. Auch darum hat Mörike nicht ganz unrecht, wenn er in seiner Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“ im Hinblick auf dieses Gedicht von einem Volkslied spricht.

Einiges über den Satzbau wurde bereits bei der Deutung des Inhalts des Gedichts und im Zusammenhang mit der Frage besprochen, ob dieses Gedicht Mörikes ein Volkslied ist. Von den dort getroffenen Feststellungen kann folgendes für die Betrachtung des Satzbaus übernommen werden: In Strophe 1, Vers 3 fehlt das Prädikat (Ellipse). Dies kommt häufiger in der mündlichen Sprache vor, an die das Gedicht sich in manchem anschließt. In der ersten Strophe sind

in die Sätze Einschübe eingefügt („Wer weiß“ und „wer sagt“ sowie „Denk es o Seele). Satzteile stehen an anderen Stellen, als dies im allgemeinen in der Prosa der hochdeutschen Schriftsprache üblich ist: in Strophe 1 in Vers 5 das „schon“, dann in Strophe 2 in Vers 2 „Auf der Wiese“, in Vers 4 „In muntern Sprüngen“, in Vers 6 „Mit deiner Leiche“ und in Vers 8 „An ihren Hufen“ (Näheres dazu siehe oben). Auch dies nähert die Sprache des Gedichts der mündlichen Rede an. Die Sätze sind ohne Konjunktion miteinander verbunden, sie sind asyndetisch aneinander gereiht. Es handelt sich fast ausschließlich um kurze Hauptsätze. Nur am Schluss von Strophe 2 kommen zwei nachgestellte Gliedsätze vor: ein Temporalsatz, von dem noch einmal ein Relativsatz abhängt. Dies bewirkt, dass die Sprache sehr einfach klingt und dem Leser zu Herzen geht. Ob die Verse 1 bis 4 der ersten Strophe aus einer Satzreihe mit Hauptsätzen (mehreren Fragen), oder aus zwei Satzgefügen bestehen, die sich zu einer Satzreihe aneinander fügen, wurde weiter oben bereits eingehend diskutiert. Parallelismen und Anaphern kommen in beiden Strophen vor. Auch diese Art der Wiederholung verstärkt, was mit Worten in diesen Versen gesagt wird. Auch darauf wurde schon weiter oben hingewiesen. Neu hingegen ist folgendes: In beiden Strophen enthalten die Verse 1 und 2 wie auch die Verse 3 und 4 jeweils einen Satz. Die Schlusssätze der beiden Strophen sind länger; sie umfassen in der ersten Strophe die Verse 5 bis 8 und demnach vier, in der zweiten Strophe die Verse 5 bis 10 und demzufolge sechs Zeilen. Beide Schlusssätze und dazwischen der Vers 3 der zweiten Strophe beginnen anaphorisch mit dem Personalpronomen „Sie“. Die zwei Strophen sind somit ähnlich gebaut. Da sie in abgeänderter Form das gleiche aussagen, intensiviert dies, was in den Versen zum Ausdruck kommt; es sagt dem Leser eindringlich: mitten im Leben kann der Tod dich heimsuchen. Sehr deutlich und unüberhörbar soll vor allem in den Schlussversen der zwei Strophen damit das Memento mori (Denk an den Tod) zum Ausdruck kommen. Aus diesem Grund werden auch mit Hilfe eines schwächeren Enjambements die Pausen am Ende der Verse der beiden Schlusstrophen verkürzt. In Strophe 1 ist an das Prädikat „erlesen“ eine erweiterte Infinitivgruppe angehängt, mit zwei Gliedsätzen schließt die Strophe 2. Wegen seiner gegenüber den vorhergehenden Sätzen größeren Länge wirkt der letzte Satz in beiden Strophen nachdrücklich, er unterstreicht so das in diesem Satz Gesagte auch mit dem Satzbau.

Die hier verwendeten Wörter erweisen sich als einfach und schlicht. Sie sind ein- oder zweisilbig, es kommen nur zwei dreisilbige Wörter vor: „Rosenstrauch“ und „erlesen“ (Strophe 1, Verse 3 und 5). Aber auch diese beiden Wörter ordnen sich wie die ein- und zweisilbigen Wörter unauffällig in den Gang des alternierenden Rhythmus ein. In dem „Vielleicht, vielleicht“ wird das gleiche Wort in Strophe 2, Vers 7 wiederholt (Geminatio). Da die beiden Wörter und das „noch eh“ deutlich auf der zweiten Silbe betont werden, klingt Vers 7 in Strophe 2 betont jambisch. Dies bewirkt, dass der Rhythmus in diesem unge-

raden Vers stärker als die übrigen Verse ansteigt. Dadurch wird erreicht, dass im Schlussvers der zweiten Strophe der Tod dem Leser noch eindringlicher als schon vorher vor Augen gesellt wird. Vor allem zwei Bereichen sind die verwendeten Wörter entnommen: der Natur (Pflanzen und Tierwelt) und dem Tod, letzteres versinnbildlicht im Grab (Strophe 1) und in der Leiche (Strophe 2). Außerhalb des Bereichs der Natur und des Todes werden als Motive nur die Stadt und das Eisen an den Hufen der Pferde genannt. Doch diese beiden Begriffe bestimmen für sich genommen nicht das Bild des Gedichts, sie sind nur im Zusammenhang mit den oben genannten Gegenständen und Begriffen von Bedeutung. Mit den Worten „Denk es, o Seele“ wird der Mensch direkt angesprochen, indirekt ist er ständig gemeint. Was in diesem Gedicht in verschiedenen Schlüsselwörtern konkret ausgedrückt wird, ist symbolisch zu deuten, im übertragenen Sinn drücken die verwendeten Wörter mehr aus, als was sie konkret bedeuten, worauf oben bereits hingewiesen wurde. Dies entspricht, wie bereits erwähnt, nicht der Eigenart des Volksliedes, in dem ohne Umwege genannt wird, was man meint.<sup>9</sup>

Bei der Lautung in diesem Gedicht fallen insbesondere die zahlreichen Silben mit einem anlautenden *w* auf; sie bilden oft Alliterationen.<sup>10</sup> Diese stehen sehr lautstark in den Kadenz der Verse (Strophe 1, Verse 1 und 2 sowie 7 und 8; Strophe 2, Verse 1 und 2 sowie Vers 9) und in den Fragen „Wer weiß“ und „Wer sagt“. Reich ist das Gedicht an Assonanzen. Sie tauchen in der Kadenz der Verse auf (siehe dazu die genaueren Ausführungen weiter oben über Assonanzen bei Volksliedern sowie die Markierungen in der Tabelle 3 im Anhang). Binnenassonanzen kommen vor in: „erlesen“ und „Seele“ (Strophe 1, Verse 5 und 6) sowie in „deiner Leiche“ (Strophe 2, Vers 6) und in „Vielleicht, vielleicht“ (Strophe 2, Vers 7). Der Vokal *u* erscheint innerhalb einer Binnenassonanz und darin zugleich zweimal in zwei aufeinander folgenden Silben in „zu wurzeln / Und zu wachsen“<sup>11</sup> (Strophe 1, Verse 7 und 8). Der Diphthong *ei* kommt mehrfach in den Hebungen und Senkungen in den Versen 1 bis 7 der Strophe 2 vor. Die Wiederholungen richten das Ohr auf die Wörter, in denen sie stehen, und heben so das mit den Worten Gesagte hervor.

Die Palette der Vokale ist reich bestückt.<sup>12</sup> Nur die Umlaute *langes ä* und

---

9 Allerdings gibt es auch hier Ausnahmen. Siehe Goethes Gedicht: Sah ein Knab ein Röslein stehn, das zum Volkslied geworden ist.

10 Zu den Alliterationen, den Anaphern, den Silben- und Wortwiederholungen, den Assonanzen und den übrigen dem Ohr auffallenden Gleichlautungen von Vokalen siehe die Tabelle 3 im Anhang.

11 Kursivdruck K. H. W.

12 Das kurze offene *e* (oft als *ä* geschrieben) taucht außer in „Tännlein“ auch in „welchem“ und „Denk“ auf (Strophe 1, Verse 1, 4 und 6).

langes *ö* und der Diphthong *eu/äu* fehlen. Dies hat einen Reichtum an Klängen im Gefolge. Neben den schönen Gleichklängen der Vokale bedingen jedoch auch die zahlreichen stimmhaften Konsonanten - und unter diesen vor allem die häufig auftretenden Sonanten *n*, *m*, *l* und *r* und das an verschiedenen Stellen mehrfach anzutreffende *w* - den schönen Klang der Verse. Verglichen mit der sonst üblichen Sprache in der Dichtung und auch in der Prosa tauchen die stimmlosen Verschlusslaute *k* und *p* selten auf.<sup>13</sup> Selbst von den Lauten her erweist sich darum dieses Gedicht als ein Lied, das zum Singen anregt.

Ob das Gedicht Schrecken und Todesschauern im Leser zurücklässt oder ob es bei allem Ernst der Gedanken und Motive dennoch im Rhythmus und im Klang einer tänzerischen Bewegung und einer gewissen Anmut nicht entbehrt, bei dieser Frage scheiden sich die Meinungen der Interpreten.<sup>14</sup> Leben und Tod vereinen sich in diesen Versen Mörikes: Tanne und Rosenstrauch (*pars pro toto* für den Blumenschmuck) werden auf dem Grab dessen wurzeln und wachsen, der vielleicht schon in naher Zukunft stirbt; zwei jetzt noch übermütig im Freien sich tummelnde Rappen werden vielleicht schon bald den Leichenwagen des Menschen ziehen, der augenblicklich noch ohne Sorgen lebt. Mitten im Leben ist der Mensch vom Tod umgeben. Es lässt sich nicht leugnen: dieses *Memento mori* hinterlässt im Leser ein tiefes Nachdenken. Die letzten Verse des Gedichts

Sie werden schrittweis gehn  
Mit deiner Leiche;  
Vielleicht, vielleicht noch eh  
An ihren Hufen  
Das Eisen los wird,  
Das ich blitzen sehe!

ergreifen den Leser zutiefst. Die langen *e* in „schrittweis gehn“, „noch eh“ und „blitzen sehe“ - das „eh“ und das „sehe“ stehen als einzige Wörter in diesem Gedicht in einer Art Reimverbindung - erregen Betroffenheit und geben Anlass zum Nachdenken. Deutlich erinnert sich der Mensch daran, dass er sterben muss. Der leicht spielerische Ton im Rhythmus der Verse vermag die nachdenklich schwermütige Stimmung, die über diesem Gedicht liegt, nicht zu verdrängen, er vermag sie höchstens zu mildern.

---

13 Der Konsonant *k* erscheint zweimal in „Denk“ (Strophe 1, Vers 6) und „kehren heim“ (Strophe 2, Vers 3), das *p* kommt nur einmal in *sp* in „Sprüngen“ vor (Strophe 2, Vers 4).

14 Dass „kein düsterer Ton, vielmehr heitere, fast tänzerische Bewegung; Mischung von dunkel und hell, schwer und leicht“ in diesem Gedicht herrscht, davon ist auch die Rede in: Lesebuch A (Gymnasium) Oberstufe. Lyrik. Lehrerheft. Ernst Klett Verlag. Stuttgart 1970, S. 70.

## Tabelle 1

### Taktfolge

Ein Tännlein grünet wo,	x x' x x' x x'
Wer weiß, im Walde,	x x' x x' x
Ein Rosenstrauch, wer sagt,	x x' x x' x x'
In welchem Garten?	x x' x x' x
Sie sind erlesen schon,	x x' x x' x x'
<u>Denk es</u> , o Seele,	<u>x' x'</u> x x' x
Auf deinem Grab zu wurzeln	x x' x x' x x' x
Und zu wachsen.	x' x x' x
Zwei schwarze Rößlein weiden	x x' x x' x x' x
Auf der Wiese,	x' x x' x
Sie kehren heim zur Stadt	x x' x x' x x'
In muntern Sprüngen	x x' x x' x
Sie werden schrittweis gehn	x x' x x' x x'
Mit deiner Leiche;	x x' x x' x
Vielleicht, vielleicht noch eh	x x' x x' x x'
An ihren Hufen	x x' x x' x
Das Eisen <u>los wird</u> ,	x x' x <u>x' x</u>
Das ich blitzen sehe!	x' x x' x x' x

x' meint eine Hebung x meint eine Senkung Die schwebende Betonung in Strophe 1, Vers 6 und der Nebenakzent auf dem „wird“ in der Strophe 2, Vers 9 (klingende Kadenz) sind unterstrichen.

## Tabelle 2

### Gliederung der Verse in rhythmische Einheiten (Kola)

Ein Tännlein grünet   wo,	6 Silben, Endung männlich
Wer weiß,   im Walde,	5 Silben, Endung weiblich
Ein Rosenstrauch,   wer sagt,	6 Silben, Endung männlich
In welchem Garten?	5 Silben, Endung weiblich
Sie sind erlesen schon,	6 Silben, Endung männlich
Denk es,    o Seele,	5 Silben, Endung weiblich
Auf deinem Grab    zu wurzeln	7 Silben, Endung weiblich
Und zu wachsen.	4 Silben, Endung weiblich
Zwei schwarze Rößlein   weiden	7 Silben, Endung weiblich
Auf der Wiese,	4 Silben, Endung weiblich
Sie kehren heim   zur Stadt	6 Silben, Endung männlich
In muntern Sprüngen	5 Silben, Endung weiblich
Sie werden schritt-   weis gehn	6 Silben, Endung männlich
Mit deiner Leiche;	5 Silben, Endung weiblich
Vielleicht,    vielleicht noch eh	6 Silben, Endung männlich
An ihren Hufen	5 Silben, Endung weiblich
Das Eisen los wird,	5 Silben, Endung weiblich
Das ich blitzen sehe!	6 Silben, Endung weib-
lich	

Die doppelten Striche markieren beim Sprechen der Verse eine größere, die einfachen Strichen eine kleinere Pause.

### Tabelle 3

#### Alliterationen

Ein Tännlein grünet wo,  
Wer weiß, im *Walde*,  
Ein Rosenstrauch, wer sagt,  
In welchem Garten?  
Sie sind erlesen schon,  
*Denk es, o Seele,*  
Auf *deinem* Grab zu wurzeln  
Und zu wachsen.

Zwei schwarze Rößlein weiden  
Auf der *Wiese*,  
Sie kehren heim zur Stadt  
In muntern Sprüngen  
Sie werden schrittweis gehen  
Mit deiner *Leiche*;  
Viell eicht, viell eichtnoch eh  
An ihren Hufen  
Das Eisen los wird,  
Das ich blitzen sehe!

#### Assonanzen

Ein Tännlein grünet wo,  
Wer weiß, im *Walde*,  
Ein Rosenstrauch, wer sagt,  
In welchem *Garten*?  
Sie sind erlesen schon,  
*Denk es, o Seele,*  
Auf *deinem* Grab zu wurzeln  
Und zu wachsen.

Zwei schwarze Rößlein weiden  
Auf der *Wiese*,  
Sie kehren heim zur Stadt  
In muntern Sprüngen.  
Sie werden schrittweis gehn  
Mit *deiner Leiche*;  
Vielleicht , vielleicht noch eh  
An ihren Hufen  
Das Eisen los wird,  
Das ich blitzen sehe!

Zu Spalte 1: Die Alliterationen sind kursiv gedruckt, die Anaphern und die anderen Wortwiederholungen sind unterstrichen.

Zu Spalte 2: Die Assonanzen erscheinen kursiv. Die übrigen Wiederholungen von Vokalen und Lautkombinationen wie auch die Wiederholungen von Silben, so weit sie als Wiederholungen gehört werden, und die Anaphern sind unterstrichen.